Von Erbfreunden und Eliten

Bücher zu den Präsidentschaftswahlen in Frankreich

Wolfgang Bergsdorf (Hrsg.): *Erbfreunde. Deutschland und Frankreich im 21. Jahrhundert.* Verlag der Bauhaus-Universität Weimar 2007, 167 Seiten, 10,80 €

Jochen Thies | **Wie steht es in einem Jahr, in dem mit den Präsidentschaftswahlen und dem Abgang von Jacques Chirac eine Ära zu Ende geht, um Frankreich und um die deutsch-französischen Beziehungen? Fünf Neuerscheinungen zum Thema ziehen Bilanz, wagen einen Ausblick und stellen zwei der Präsidentschaftskandidaten vor.**

„Erbfreunde" – so lautet der schöne Titel eines Sammelbands zu den deutsch-französischen Beziehungen, der aus einer Ringvorlesung an der Universität Erfurt hervorgegangen ist und von Wolfgang Bergsdorf herausgegeben wird, einem ehemaligen engen Mitarbeiter Helmut Kohls.

Corine Defrance bringt in ihrem Beitrag über die sozio-kulturelle Beziehung der beiden Länder die aktuelle Situation auf den Punkt, wenn sie von einer freundschaftlichen Gleichgültigkeit im bilateralen Verhältnis während der letzten zehn Jahre spricht. Die Verhältnisse auf staatlicher Ebene seien exzellent, doch beide Gesellschaften ignorierten sich, so die Tageszeitung *Le Monde*. Eine der Ursachen hierfür liege im Rückgang der Schülerzahlen, die die Sprache des Partners lernen, meint Frank Baasner, Direktor des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg. Baasner stellt fest, dass in Frankreich Verwunderung über die kampflose Kapitulation der Deutschen vor dem Siegeszug des Englischen herrsche, und er fordert, der Frage, welche Rolle „die großen kulturell prägenden Sprachen" innerhalb Europas und in der Welt spielen sollten, mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Weitere Beiträge des lesenswerten Bändchens befassen sich mit dem osteuropäischen, nämlich polnischen Blick auf die deutsch-französischen Beziehungen, der Zusammenarbeit Frankreichs mit der DDR, dem gescheiterten Verfassungsreferendum, der französischen Familienpolitik und mit den „lieux de mémoire" beider Länder. Der Historiker Etienne François skizziert eindringlich die deutsch-französischen Zukunftsaufgaben: Das

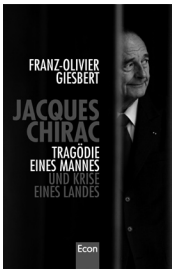
Sprachproblem müsse angegangen werden, Deutsche und Franzosen sollten sich zu ihren Unterschieden bekennen. Die Zweierbeziehung sei schließlich kein Selbstzweck, sie stelle lediglich ein Mittel dar und finde ihre Bestimmung dann am besten, „wenn sie sich selbst überschreitet".

Markus Kerber, Verfasser eines originellen, aber auch ziemlich unstrukturierten Buches über die deutsch-französischen Beziehungen, könnte diesem Befund sicherlich zustimmen. Bei seinem Parforceritt durch die politische und kulturelle Geschichte Frankreichs sowie durch Währungsunion und Vertrag von Maastricht handelt es sich im Grunde genommen um die Geschichte einer enttäuschten Liebe. Der Jurist und Privatdozent an der Berliner Technischen Universität absolvierte u.a. die École Nationale d'Administration (ENA) und ist ein intimer Kenner Frankreichs. Trotzdem erging es ihm am Ende so wie wohl vielen deutschen Frankreich-Liebhabern: Begeisterung schlägt in Enttäuschung um, wenn man trotz bester Sprachkenntnisse an der arroganten, selbstbezogenen Pariser Hauptstadtelite förmlich abprallt. Kerber liefert hervorragende Insider-Beobachtungen dieser etwa 10 000 Köpfe zählenden Oligarchie und ihrer Netzwerke. Er schildert Verrat und Intrigen und prangert die mangelnde Unabhängigkeit der Justiz und die Käuflichkeit der französischen Intellektuellen an. Bedenkenswert ist auch seine Kritik an der deutschen Politik und Diplomatie, ihrer „Liebedienerei" gegenüber den Franzosen, die sich in aller Regel durchsetzten, wenn es etwa um wichtige Personalentscheidungen gehe. Im Zorn geht der Autor so weit, die Frage aufzuwerfen, ob sich Europa weiter zusammen mit den Franzosen ausbauen lasse oder ob man sie vorübergehend isolieren sollte. Er sieht Frankreich in einer Systemkrise, die sich jederzeit gewaltsam entladen könne.

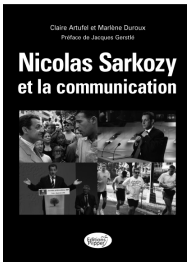
Kerber provoziert mit seinen Überlegungen, doch seine Provokation ist wichtig und notwendig. Das Buch zeigt, dass die deutsch-französischen Beziehungen auch darunter leiden, dass sie sich in den Händen von elitären Grüppchen befinden. Trotz mancher Redundanz, trotz einiger Ausflüge in Gebiete, in denen der Autor nicht sattelfest ist, lohnt sich die Lektüre des Buches.

Wer im Anschluss an Kerber eine Biographie des bekannten französischen Journalisten Franz-Olivier Giesbert über Jacques Chirac liest, wird dort eine Fülle von Belegen für das abgehobene Dasein der Pariser Oligarchie finden, die Frankreich seit 40 Jahren beherrscht und kontrolliert. Giesbert, der mit dem Präsidenten über einen Zeitraum von etwa 15 Jahren immer wieder zu Vieraugengesprächen zusammentraf, ist ein ungeheuer dichtes und präzises Portrait der politischen Klasse Frankreichs gelungen. Das von ihm gezeichnete Bild geht weit über die Person des amtierenden Präsidenten hinaus und umfasst pikanterweise die meisten gegenwärtigen Akteure, einschließlich des Präsidentschaftskandidaten Sarkozy. Giesbert erzählt die faszinierende und zugleich abschreckende Geschichte eines Hofes, dessen Personal von einer Intrige zur nächsten jagt. Mittendrin: das gefängnisartige Büro des Präsidenten, der ein Sklave seines Berufs, ein Gefangener des Amtes sei. An

Markus C. Kerber: *Europa ohne Frankreich? Deutsche Anmerkungen zur französischen Frage.* Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006, 222 Seiten, 9,50 €



Franz-Olivier Giesbert: *Jacques Chirac. Tragödie eines Mannes und Krise eines Landes.* Econ Verlag Berlin 2006, 399 Seiten, 17,95 €



Claire Artufel und Marlène Duroux: *Nicolas Sarkozy et la communication.* Editions Pepper Paris 2006, 253 Seiten, 17,00 €

anderer Stelle vergleicht Giesbert Chirac mit einem Menschenfresser, der alles mit der gleichen Gier verschlinge: Männer, Frauen, Ideen, Kilometer, Liebschaften, Niederlagen und deftige Gerichte. Alles folge demselben Kreislauf: Nahrungsaufnahme, Verdauung, Ausscheidung. Nichts behalte er bei sich, nicht einmal seine Freunde.

Vielleicht liegt hier, in diesen drastischen Bildern, im Kampf gegen die Einsamkeit und die eigenen charakterlichen Schwächen, der Schlüssel zu der außergewöhnlichen Beziehung zwischen den beiden Männern. Denn Chirac hat Giesbert in einer Weise vertraut, wie dies zwischen einem Spitzenpolitiker und einem Journalisten kaum denkbar erscheint. In Deutschland jedenfalls gibt es kein vergleichbares Buch über das Innenleben der Macht. Giesbert sieht in seinem Protagonisten eine etwas derbere und nicht ganz originalgetreue Neuauflage Mitterrands, mit einem entscheidenden Unterschied: Mitterrand war ein Mann der Rechten, der die Linke verkörperte, Chirac ein Linker, der die Rechte verkörpert. Auch mit dem eigenen Land geht der Autor hart ins Gericht – und Kerber würde schmunzeln: Die Franzosen, so Giesberts Urteil, hätten „ein Faible für die Händler der Illusionen".

In deutlicher Abgrenzung zur Pariser Elite und zu seinem politischen Ziehvater Chirac positioniert sich Nicolas Sarkozy in seinem Präsidentschaftswahlkampf. Mit dessen politischer Kommunikationsstrategie als einen hochinteressanten Aspekt des französischen Wahlkampfs befasst sich eine Studie von zwei französischen Medienwissenschaftlerinnen, Claire Artufel und Marlène Duroux. Sarkozy, Sohn eines ungarischen Vaters, der sich die französische Staatsbürgerschaft in der Fremdenlegion buchstäblich erdiente, begann im politischen Geschäft als Außenseiter, ohne je eine Eliteschule zu besuchen. Viel näher am Puls der Gesellschaft als seine Konkurrenten, arbeitet der amtierende Innenminister in der Öffentlichkeitsarbeit mit Weggefährten zusammen, die ihn seit seinen politischen Anfängen als Bürgermeister von Neuilly begleiten. Seine mediale Botschaft, so die Autorinnen, sei einfach, aber wirkungsvoll: „Apprendre, comprendre, anticiper pour maitriser" – lernen, verstehen, vorausschauen, um die Lage zu beherrschen.

Heiko Engelkes: *Ségolène Royal. Eine Frau auf dem Weg zur Macht.* Aufbau Verlag Berlin 2007, 155 Seiten, 12,95 €

Eine über weite Strecken enttäuschende Biographie von Sarkozys Konkurrentin Ségolène Royal hat Heiko Engelkes, langjähriger ARD-Fernsehkorrespondent in Frankreich, vorgelegt. Engelkes zufolge begreift sich die französische Präsidentschaftskandidatin als Figur in einem weltpolitischen feministischen Prozess, der am Ende dazu führen könnte, dass immer mehr Frauen Führungspositionen in Staat und Gesellschaft einnehmen. Wegbereiterinnen für die Kandidatur Royals seien die chilenische Präsidentin Bachelet und Bundeskanzlerin Merkel gewesen.

Den Schlüssel zu Royals politischem Werdegang sieht der Autor in Kindheit und Elternhaus: Die heute 53-Jährige wird als eines von sieben Geschwistern im Senegal geboren und verbringt den Großteil ihrer Kindheit und Jugend in den französischen Kolonialgebieten. Vom Vater in heute kaum vorstellbarer Weise herumkommandiert, ist die hochbegabte Soldatentochter nach Aussage von Mutter und

Geschwistern dennoch Liebling des Vaters. Von ihm habe sie den unbedingten Durchsetzungswillen geerbt. Royal genießt dank umsichtiger Lehrer und Förderer eine ausgezeichnete Ausbildung, die sie schließlich zur Eliteschmiede ENA führt. Im Paris der siebziger Jahre knüpft sie jene Kontakte, die den politischen Aufstieg der Sozialistin in den vergangenen Monaten erklären. Sie arbeitet für Mitterrand, stößt in den inneren Kreis der Macht vor und wird wie Merkel Umweltministerin. Rednerisch schwache Wahlkampfauftritte, so Engelkes, gleiche die vierfache Mutter durch geschickt inszenierte Medienauftritte aus, notfalls auch im Bikini.

Trotz einiger interessanter Einblicke präsentiert Engelkes Buch vorrangig Füllmaterial über Wahlkämpfe der achtziger und neunziger Jahre. Der Autor kennt seine Protagonistin nicht wirklich: Er hat sie sozusagen vorbeihuschen gesehen. Als partieller Ausweg hätte sich unter solchen Umständen eine Analyse ihrer öffentlichen Auftritte und politischen Aussagen angeboten. Doch nach Passagen, in denen Ségolène Royals Vorstellungen über die deutsch-französischen Beziehungen, über Europa, über Fragen der Außen- und Sicherheitspolitik systematisch dargelegt werden, sucht man vergeblich.

Dr. Jochen Thies, geb. 1944, arbeitet als Sonderkorrespondent und Mitglied der Chefredaktion beim DeutschlandRadio Kultur in Berlin. Von 1986 bis 1992 war er Chefredakteur dieser Zeitschrift.

Disneyland mit Niveau

Abgesang: Walter Laqueur traut Europa nicht mehr viel zu

Walter Laqueur: *Die letzten Tage von Europa. Ein Kontinent verändert sein Gesicht. Aus dem Englischen von Henning Thies.* Berlin: Verlag Propyläen 2006, 256 Seiten, 19,90 €

Kornelia Konczal | **Schon in wenigen Jahrzehnten wird Europa in politischer und wirtschaftlicher Bedeutungslosigkeit versinken: So lautet die These, die Walter Laqueur in seinem Essay „Die letzten Tage von Europa" vertritt. Auch ohne direkte Bezüge zu Jeremy Rifkins Werk über den Europäischen Traum lässt sich der Text als eine Art „Anti-Rifkin" verstehen.**

Belege für seine pessimistische These vom unaufhaltsamen Abstieg Europas schöpft Walter Laqueur, Historiker und Publizist, aus vier Quellen: der Entvölkerung Europas, der Masseneinwanderung und ihren Folgen, der Unfähigkeit zur Reform des Wohlfahrtsstaats und der Wirkungslosigkeit aller Versuche, Europa zu einen. Seien noch vor 30 Jahren die interessantesten Sehenswürdigkeiten Europas das Barbican Centre, das Centre Pompidou oder die Berliner Mauer gewesen, so müssten dem interessier-

ten Besucher inzwischen Brent oder Peckham in London, St. Denis oder Evry in Paris und Neukölln oder Kreuzberg in Berlin als signa temporis gezeigt werden: All diese Orte versinnbildlichen für Laqueur die immer deutlichere Prägung des Gesichts Europas durch Einwanderer.

Die Einwanderung an sich sei zwar in der europäischen Geschichte nichts Neues, neu seien aber ihr Ausmaß und ihre Folgen. Während Immigranten früher große Anstrengungen unternommen hätten, sich zu integrieren, überwögen heute Ghettoisierung und das Leben in Separatgemeinschaften. Diese Auffassung formuliert der Autor mit noch größerer Deutlichkeit in einem nach Erscheinen des Buches geführten Interview mit dem *World Security Network*: Der Begriff der „Integration" sei zumindest in den Regionen, in denen Muslime die Bevölkerungsmehrheit stellen, irreführend. Inwieweit, so fragt Laqueur rhetorisch, solle es im Interesse der majoritären Gruppe liegen, sich zu integrieren?

Ein weiteres Krisensymptom stellen für Laqueur sinkende Geburtenraten und die dadurch verursachten sozialen und wirtschaftlichen Folgen dar. So zitiert er die Prognose, Europas Anteil an der Weltbevölkerung werde im Jahre 2050 noch bei höchstens vier bis fünf Prozent liegen. Doch wenn Laqueur als wichtigsten Grund für sinkende Geburtenraten etwa in Deutschland die gestiegene Anzahl von vollzeitbeschäftigten Frauen nennt, so ignoriert er dabei sowohl die noch höhere Kinderlosigkeit von Akademikern als auch alle anderen Strukturprobleme. Und das zum trüben Bild nicht passende Beispiel Frankreichs, wo hohe Geburtenzahlen und Berufstätigkeit von Frauen keine Gegensätze sind, bleibt gar unerwähnt.

Ärgerlich sind Simplifizierungen, wenn nicht fehlende Detailkenntnisse bei der Darstellung des europäischen Integrationsprozesses. So verwechselt der Autor European Council und Council of Europe, lässt die Versuche der 1950er Jahre, eine Verteidigungspolitik ins Leben zu rufen, außer Acht und verschweigt die zwanzigjährige Existenz des Europäischen Parlaments vor den direkten Wahlen (1979).

Andere Passagen wiederum zeugen von tiefen und fundierten Kenntnissen der Materie. Das gilt etwa für die Ausführungen zur Terrorismus-Problematik, wo der Verfasser als einer der besten Spezialisten Herkunft und Aktivitäten radikal antidemokratischer muslimischer Organisationen in Deutschland und Großbritannien und die teilweise fehlerhaften Handlungsstrategien der jeweiligen Regierungen schildert. Als ebenso informativ erweist sich seine kritische Analyse des so genannten Euro-Islams und der Islamophobie der Europäer.

Laqueur gibt kein abschließendes Urteil ab, ob der völlige Niedergang Europas aufzuhalten sei oder nicht. Er ist sich jedoch sicher, dass „das Zeitalter der Illusionen" vorbei sei. Die zentrale Metapher in seinem Text ist denn auch der Kontinent als Museum in spe: „Angesichts seiner schrumpfenden Bevölkerung wird Europa (jedenfalls beträchtliche Teile Europas) möglicherweise zu einem Themenpark für betuchte Besucher aus China und Indien werden, zu einer Art Disneyland auf kulturell

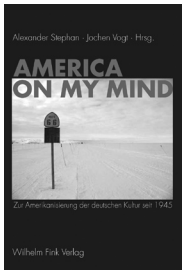
hohem Niveau“. Es bleibt abzuwarten, ob Laqueurs Thesen eine ebenso rege Diskussion auslösen wie die rosigen Visionen von Jeremy Rifkin. Sein nüchterner Text mit zahlreichen verlässlichen Daten und Fakten stellt jedenfalls einen guten Ausgangspunkt für eine intensive Debatte dar.

Kornelia Konczal ist freie Mitarbeiterin am Zentrum für Historische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Lange Haare, kurze Röcke

Neue Sammelbände zur Geschichte der Amerikanisierung in Deutschland

Helke Rausch | **Als die Amerikaner nach 1945 in das besiegte Deutschland kamen, importierten sie planvoll, was wenigstens bürgerliche Väter ihren Söhnen und Töchtern bis dato mit Mühe versagt hatten: Hollywood-Filme und Jeans, Rock ’n’ Roll und Jazz, lange Haare, zu kurze Röcke und schlechte Manieren. – War es so? In zwei Sammelbänden wird dieses zweideutig-schillernde Panorama jetzt aus kulturwissenschaftlicher Sicht eröffnet.**



Alexander Stephan und Jochen Vogt (Hrsg.): *America on my mind. Zur Amerikanisierung der deutschen Kultur seit 1945.* Wilhelm Fink Verlag München 2006, 266 Seiten, 39,90 €

Das Thema „Amerikanisierung“ erfreut sich derzeit eines ungewöhnlichen Interesses, ob in der internationalen Geschichts-, Politik- oder der Kulturwissenschaft. Ein bisschen hat das wohl mit jahrelang geübter professioneller Ignoranz zu tun. Mangelnde Fachkommunikation zwischen den Disziplinen nicht nur über den Atlantik, sondern auch in den nationalen Communities hat so gelegentlich zu vermeintlichen Neuentdeckungen geführt, vor denen etwas mehr Lektüre jenseits der Disziplinengräben bewahrt hätte.

Es steckt aber wohl mehr dahinter, außerwissenschaftliche Befindlichkeiten nämlich: In Zeiten, in denen gerade die Kerneuropäer noch kaum vergessen haben, dass man sie in der Hitze der Irak-Kriegdebatten Anfang des 21. Jahrhunderts von jenseits des Atlantiks her als „alte“ Europäer diskreditierte, bleibt die Frage nach der Identität in Europa akut. Und sie wird, nicht anders als schon vor Jahrhunderten, ganz wesentlich beantwortet, indem man sich an den USA oder dem Bild von ihnen abarbeitet.

„America on my mind“ lautet der Titel eines von Alexander Stephan, Professor am Department of Germanic Languages and Literatures der Ohio State University, zusammen mit Jochen Vogt herausgegebenen Sammelbands. Mit den amerikanisch-deutschen Wechselwirkungen nehmen sich die Autoren einen Sonderfall der Amerikanisierung vor. Ausgehend von den Nachkriegsjahren erhellen Autoren aus den Nachbardisziplinen der Politikwissenschaft schlaglicht-

artig Einzelstationen einer komplexen Transfergeschichte: Die USA traten nach Kriegsende mit beispiellosem Ressourcenaufwand an, Deutschland zu pazifizieren und zu demokratisieren. Im neu entstandenen Machtvakuum in der Mitte Europas sollte der westliche Teilstaat einen stabilen Vorposten abgeben gegenüber dem sowjetisch beeinflussten Osten. Die amerikanische Kulturpolitik erfüllte alle Kriterien einer verordneten „reeducation", gestützt vor allem auf eine lizenzierte Presse und die Amerikahäuser. Im „Battle of the minds" verordneten die amerikanischen Verantwortlichen den Deutschen dezidiert Hochkultur. So wollte man zugleich dem Vorwurf nachrangiger Kulturstandards in den Vereinigten Staaten entgegentreten und die Kompatibilität zwischen amerikanischer und europäischer Kultur demonstrieren.

Über das Stadium der verordneten US-Hochkultur kam man aber schnell hinaus, wie die Autoren zeigen. Und das aus zahlreichen Gründen: Zum einen bot sich den westdeutschen politischen Eliten und zunehmend weiten Gesellschaftsteilen unter dem Schutzschirm amerikanischer Hegemonie eine Fülle ökonomischer, politischer und kultureller Optionen zu Neuanfang und zügiger Weiterentwicklung. Diese Neudefinition westdeutschen Eigeninteresses ebnete Mitte/Ende der fünfziger Jahre den Westdeutschen den Weg zu einer fundamentalen Regeneration. Hinzu kam, dass das westdeutsche Provisorium nach und nach an demokratischem Rückhalt gewann. Drittens verlagerte sich die amerikanische Einflussnahme rasch weg von offiziösen, staatlichen Kontakten hin zu Verbindungen zwischen Unternehmen und zivilgesellschaftlichen Institutionen. Fernsehen und Hörfunk (RIAS) stifteten transatlantische Nähe. Zuletzt und vor allem aber vermittelte Amerika nicht mehr zuförderst Hochkultur, sondern verströmte erfolgreich den Charme seiner überwältigend attraktiven Massenkultur. In Deutschland wie andernorts schlug die Stunde einer ebenso diffusen wie umfassenden Selbstamerikanisierung.

Nun verdrängten amerikanische Güter jedweder Art nicht sämtliche deutschen Denk- oder Konsumgewohnheiten. Eher entstand etwa in den Reihen der künstlerischen Avantgarde eine kaum mehr überblickbare Vielfalt von Neukombinationen und Anverwandlungen, von deutsch-amerikanischen Symbiosen gegenständlicher und ideeller Art. Zum Symptom für die hochkomplexen Synergien zwischen deutscher und amerikanischer Kultur geriet die 68er-Bewegung, deren bundesdeutsche Exponenten mancherlei amerikanische Kulturpraktiken importierten, während sie den vermeintlichen Kulturimperialismus der USA verwarfen.

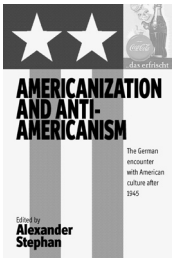
Die deutsche Kritik an der vermeintlich unzulänglichen amerikanischen Kultur und Politik verdichtete sich, so illustriert es Stephans zweiter Band, schubweise zum „Antiamerikanismus". Der bestand von jeher in einer rigoristischen Totalabsage an eine zuvor mit Fleiß entworfene ideologische Konstruktion „Amerika". Schon vor 1945 hatte die deutsche Rechte die USA aus modernisierungskritischen und antidemokratischen Motiven verteufelt. Nach 1945 erhielt nun die bevorzugt linke Amerika-Polemik einen antikapitalistischen,

mitunter antimaterialistischen Unterton. Eine krude Variante stellte jener Antiamerikanismus dar, der Globalisierungskritik meinte, der schwierigen Zuordnungen wegen aber pauschal die USA attackierte. Wie auch immer gewendet, spiegelte der antiamerikanische Diskurs häufig mindestens ebenso sehr innerdeutsche Befindlichkeiten wider wie tatsächliche US-amerikanische Positionen.

Mit dem Ende des Kalten Krieges, der deutschen Wiedervereinigung und zuletzt einer Serie von Missverständnissen im Gefolge der traumatischen 9/11-Erfahrung der Vereinigten Staaten haben sich die Dinge noch einmal verändert: Der amerikanische Ehrgeiz, sich in deutschen wie weltweiten „minds“ zu verankern, ist nicht gesunken, sondern eher neu entfacht worden. Allerdings kollidieren solche Ambitionen mit einem gestiegenen Bedürfnis nicht nur der Deutschen, sich politisch zu distanzieren. Fraglos geben die Deutschen die in langen Jahren anverwandelten und an vielen Stellen ungebrochen attraktiven Americana nicht mehr auf. Das ist allerdings nicht so sehr einer deutschen Nibelungentreue zum amerikanischen „Befreier“ geschuldet. Eher haben die vielfachen Symbiosen deutscher und amerikanischer Kultur dem „Amerikanischen“ die ideologische Eindeutigkeit und Brisanz genommen: Die amerikanische Popkultur ist in Zeiten der Globalisierung entamerikanisiert, Massenkonsum ist längst transnational und nicht mehr dezidiert amerikanisch.

Melange oder Hybridität, crossfading, impact oder Kulturtransfer? Stephans Bände wollen nicht zuallererst zur zünftischen Fachsprache aufschließen, sondern den deutsch-amerikanischen Transferraum jenseits der Chiffren exemplarisch abschreiten. Damit machen sie zugleich neugierig auf Fragen, die sie selber nicht mehr zum Gegenstand haben: Wie drang Amerika eigentlich auch in die „hearts and minds“ der Ostdeutschen vor? Und hält die „Sonderfall“-These dem europäischen Vergleich stand? Was konkret war denn so viel anders in der Bundesrepublik als etwa in Italien und Frankreich, deren Jugend kaum minder „America on their minds“ trug und trägt und am Ende womöglich zu den Big Macs nur Perrier oder Pellegrino statt (Afri)Cola trank? Die ersten Sammelbände, die die europäischen Rezeptionsstrategien gegenüber amerikanischen Kulturangeboten vergleichend ins Visier nehmen, kommen dank der anhaltenden Themenkonjunktur schon auf den Markt. Sie zerlegen den Amerika-Komplex weiter in verschiedene europäische Amerika-Bilder.

Dr. HELKE RAUSCH ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturgeschichte/Vergleichende Kultur- und Gesellschaftsgeschichte und am Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig.
Jüngste Veröffentlichung: Helke Rausch (Hrsg.): Transatlantischer Kulturtransfer im „Kalten Krieg“: Perspektiven für eine historisch vergleichende Transferforschung, Leipzig 2006.



Alexander Stephan (Hrsg.): *Americanization and Anti-Americanism. The German Encounter after 1945.* Berghahn Books Oxford, New York 2005, 256 Seiten, 52,50 €